

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 16 (1906)
Heft: 4

Artikel: Schiller in seinen Briefen
Autor: Thommen, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schiller in seinen Briefen.

Von Dr. E. Thommen, Basel.

Als Friedrich Hebbel, der grösste Dramatiker nach Schiller, auf dem Todbett lag und sich seine Seele von dem zermarterten Leibe losrang, da liess er sich von seiner Tochter Schillers Spaziergang vorlesen, nach Hebbels Ansicht das bedeutendste Gedicht in deutscher Sprache.

In den Nekrologen Hermann Notnagels, eines gefeierten Professors der Medizin an der Wiener Akademie, der im Jahre 1905 starb, habe ich gelesen, dass er den Kranken, den Pflegerinnen, den Studenten und Assistenten durch die unerschütterliche Noblesse seiner Gesinnung und Handlungsweise, durch die schöne Männlichkeit, die er äusserlich und innerlich darstellte, tiefen Eindruck gemacht habe. Nachsichtig gegen alle andern, stahlhart gegen sich selber. Wer dem seltenen Manne nähertreten durfte, der wusste, dass er diese Seelenstimmung erworben hatte und stark erhielt durch das Studium der Dichtungen und vorzugsweise der philosophisch-ästhetischen Schriften Friedrich Schillers. Eine Herzkrankheit, die er schon lange beobachtet, aber auch dem vertrautesten Freund verschwiegen hatte, raffte ihn plötzlich weg. Auf dem Nachttischchen fand man in Bleistiftnotizen einen genauen Bericht über drei Herzkrampfanfälle — der vierte hatte offenbar seinem Leben ein Ende gemacht — und daneben lag Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben“ aufgeschlagen.

Es ist bedeutsam, zu erfahren, an wessen Hand erlauchte Geister, die auf der Höhe modernen Menschentums gestanden haben, den drangvollen Übergang aus diesem Leben ins dunkle Land des Todes zu machen wünschten. Wenn ein kraftvoll tätiger Kliniker, der am häufigsten und unter den verschiedensten Umständen den menschlichen Geist vor dem Ansturm des Leidens und der Gewalt des Todes klein und kläglich werden sieht, bei einem Dichter das findet, was ihn in den Stand setzt, jeden Tag, trotz aller Enttäuschungen und Bitternisse, mit heiterm

Gesicht und starkem Herzen den Gang durch das Labyrinth des Leidens anzutreten und jedem Hilfsbegehrenden als Freund und Tröster zu erscheinen, so muss dieser Dichter eine Antwort geben können auf die schwersten Fragen des rätselvollen menschlichen Daseins. Es muss eine Persönlichkeit sein, die alles Herbe, Wehe, Traurige, Hässliche, Verbitternde und auch wiederum alles Herz und Geist Erfreuende, alles Schöne, Edle, Begeisternde an sich erfahren hat, ein Mensch, der mit allen niederziehenden Schwächen und Leidenschaften in sich schwer gerungen und sie besiegt hat; er muss ein Herz haben, das für den Nächsten und den Fernsten mit gleicher Wärme fühlt. Und so einer war Schiller.

Wie ist es zu erklären, dass er für gewisse edel strebende moderne Menschen die Stelle eines Führers und Mittlers einnimmt, die doch eigentlich dem Stifter unserer Religion zukommt? Ich denke, weil Schiller, ein Mensch mit germanischer, nicht orientalisch-semitischer Denk- und Empfindungsweise, die Welt mit all den Problemen betrachtet und mit all den Mitteln zu deuten gesucht hat, die erst durch deutsches Denken und Empfinden im Lauf der neuern Jahrhunderte ins Dasein getreten sind oder auch, weil Schiller den alten Lösungen des israelitischen Propheten eine den modernen Geist befriedigende Fassung und Einkleidung gegeben hat. Das wird jedem verständigen Leser Schillers klar geworden sein: nicht so sehr Schiller, der Dichter, ist es, der Menschen von hoher Bildung so unendlich teuer ist, als Schiller, der Denker, der Philosoph, der Ethiker, der Schüler und Fortsetzer Kants, Schiller, der die durch Kants unkünstlerischen „philosophischen Kanzleistil“ ungeniessbar gemachte Gedanken durch Einkleidung in schwungvolle, anschauliche, herrliche Sprache verständlich gemacht, popularisiert hat.

Es ist ganz wohl denkbar, dass Dichter zweiten und dritten Ranges Schiller an rein poetischem Empfindungs- und Ausdrucksvermögen übertrifft; aber was den Gebildeten und den Ungebildeten immer wieder zu Schiller hinzieht, in den Bannkreis des Schillerschen Pathos hineinzwingt, was seine Schulbuch-Balladen, Lieder, Dramen jeder Generation zugleich vertraulich und würdevoll erscheinen lässt, das sind die bestimmt ausgesprochenen oder doch in bedeutungsvollen Handlungen verkörperten sittlichen Ideen, die sittlichen Gesetze, die kategorischen Imperative.

Den Moraltrompeter von Säckingen hat ihn Nietzsche genannt und mit seinem üblichen Scharfblick das Kennzeichnende, Unleugbare erfasst. Aber was ein vernichtender Hohn sein sollte, das ist eine unwillige Anerkennung der unerreichbaren sittlichen Grösse Schillers. Wozu einem Anlage und Willensenergie fehlt, das bespöttelt man und meint es für sich und andere abgetan zu haben. Was Schiller vor Nietzsche und

seinesgleichen auszeichnet, das ist das Heroische seines Lebens, die vorbildliche Tat, das fortgesetzte Sichselbstveredeln, Sichselbstverklären bei ebenso unablässigem Wirken auf andere, Schaffen, Erzeugen für andere.

In seiner Rezension der Bürgerschen Gedichte hatte Schiller im Hinblick auf die nicht einwandfreie Lebenshaltung des Dichters und sein Streben nach Volkstümlichkeit geschrieben: „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er (der Dichter) es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschlichkeit hinaufzuläutern.“

Goethe, unser grösste Gewährsmann, sprach am 18. Jan. 1825 in bezug auf Schillers Briefe das bekannte Wort: Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendetere; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.

Das eben macht das Studium der Schillerbriefe zu einer so wertvollen, bildenden Beschäftigung, dass wir zu einem Heros nicht nur der Dichtkunst, sondern noch viel mehr der Lebenskunst in vertrauliche Beziehungen gesetzt werden, dass wir, sozusagen in eine Tarnkappe gehüllt, unsichtbar in sein Arbeitskabinett treten und ihn auf allen seinen Gedankengängen, bei allen seinen Arbeiten und Unternehmungen belauschen können. Was ein Mensch von hinterhaltigem Wesen höchstens seinem Tagebuch vertrauen würde, das breitet Schiller in seinen Briefen vor seinen vertrauten Freunden aus: Die allerersten Eindrücke, die geheimen Wünsche, sein Irren und Fehlen.

Dass er über seine Kunst vielfältige, tiefsinngie Untersuchungen angestellt hat, dass er 10 Jahre seines engbegrenzten Lebens drangegeben hat, um über das Wesen und die Gesetze der Dichtkunst ins Klare zu kommen, das ist bekannt genug; die Resultate seines Forschens sind in den zahlreichen ästhetischen Aufsätzen niedergelegt und jedem zugänglich. Freilich schauen diejenigen, welche logische Gedankenreihen als Hieroglyphen betrachten müssen, sie nur aus respektvoller Entfernung an und gehen so eines kostbaren Bildungsmittels auf immer verlustig. Ebenso bekannt ist, dass Schiller durch sein Forschen über die Gesetze der Kunst seine poetische Schöpferkraft so zu zügeln und zu meistern lernte, dass er sich selber wie einen Fremden bei dem Akt des dichterischen Schaffens beobachten und kontrollieren konnte. Was für Beratungen mit seinen ästhetischen Gewährsmännern Körner, Humboldt, Goethe der Produktion der populärsten Gedichte und Dramen voraus-

gingen, zur Seite gingen, nachfolgten, das können alle die wissen, die irgendeinmal die gelehrten, gelegentlich auch verkehrten Kommentare deutscher Schulmänner zu diesen Werken gelesen haben. Manch ein wohlmeinender Leser, der sich eingebildet hatte, dass der echte Dichter in einer unabwendbaren Anwandlung dithyrambischer Begeisterung oder göttlicher Inspiration seine Verse gebäre, ist wohl schon durch solche Aufklärung eher verdriesslich und an Schillers Genie irre gemacht worden. Weil in solch naiver Auffassung vom Wesen künstlerischen und speziell dichterischen Hervorbringens doch etwas Richtiges steckt, hat sie zu jeder Zeit ihre Verteidiger und ihre Richter gefunden. Als ein Gefolgsmann der Gebrüder Schlegel in der Zeitschrift Memnon behauptete, das wahre künstlerische Produzieren müsse bewusstlos sein und, Schiller zum Ärger, Goethe als den Typus des bewusstlosen Produzierens pries, da schrieb der Geärgerte an Goethe: Ich lege ein neues Journal bei, das mir zugeschickt worden ist, woraus Sie den Einfluss Schlegelscher Ideen auf die neuesten Kunsturteile zu Ihrer Verwunderung ersehen werden. Es ist nicht abzusehen, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst, noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen erspriesslich ausfallen. Sie werden erstaunen, darin zu lesen, dass das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewusstlos sein muss, und dass man es besonders Ihrem Genius zum grossen Vorzuge anrechnet, ganz ohne Bewusstsein zu handeln. Sie haben also unrecht, sich wie bisher rastlos dahin zu bemühen, mit der grösstmöglichen Besonnenheit zu arbeiten und sich Ihren Prozess klar zu machen. Der Naturalismus ist das wahre Zeichen der Meisterschaft, und so hat Sophokles gearbeitet. (26. VII. 1800).

Durch nichts konnte Schillers Grimm und Entrüstung so erregt werden, als wenn man das kunstmässige Handeln des höchsten Vernunftwesens, des Menschen, auf eine Stufe stellte mit dem von dunklen Trieben oder gar einfach vom Naturgesetz bedingten Handeln des Tieres oder eines Naturgegenstandes. Bewusst und planmässig zu schaffen, war ihm dringendes Bedürfnis geworden. „Mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet,“ schrieb er während der Bearbeitung Wallensteins an W. v. Humboldt (21. III. 1796). Dass ihm selbst am Ende seiner philosophischen Klärungsperiode die würdigsten Gedichte auf unwürdige Weise entstehen konnten, indem er sich von einer einzelnen unausgebildeten Idee oder auch bloss von einer zum Schaffen drängenden Stimmung zum Produzieren hinreissen liess, und indem das fertige Kunstwerk ganz andere Gestalt und andern Inhalt bekam, als er ihm zuge-dacht hatte, das beschämte und ärgerte ihn.

„Oft widerfährt es mir, dass ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, dass der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige, und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten; und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's beim Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es nun aber möglich, dass bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung eines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergiessung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahnung, und doch will ich im voraus versprechen, dass es gelingen wird.“ (An Körner 25. V. 92). Dieses Gedicht ist nicht zur Vollendung gediehen.

Wer sich übrigens auf Schiller berufen wollte, um zu beweisen, dass das Genie in glücklichen Momenten mühelos vollbringt, was der gewöhnliche Mensch durch den angestrengtesten Fleiss nie erreicht, der würde sich durch seine Briefe arg getäuscht finden. Aus ihnen drängt sich am allerzwingendsten die Überzeugung auf, dass Schiller der Dichter und Mensch sich unsäglich viel Arbeit auferlegt hat, dass er nur durch die denkbar grösste Anstrengung sein Talent gebildet, es zu derjenigen Sicherheit und Fügsamkeit gebracht hat, die es ihm ermöglichte, vom Schmerzenslager aus mit einer Gelegenheitsdichtung in den Riss zu treten, wenn den viel reicher begabten Goethe seine Muse kläglich im Stiche liess.

„Die Hauptsache ist der Fleiss (so schrieb er 15. XI. 1802 an Körner); denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Wert. Ich habe seit sechs Wochen mit Eifer und mit Sukzess, wie ich denke, gearbeitet.“ Mit welchem Wonnegefühl Schiller auf eine solche Arbeitsperiode zurückblickte, das kann nur der ermessen, der weiss, welche Pein ihm freiwillige oder erzwungene Musse verursachte. „Ich war 6 Tage müssig in Jena. Schon allein das musste mir die reine Freude vergiften“, schrieb er 5 Jahre vorher an Körner. Bedenke man ferner, dass der seit 1791 von der Lungenschwind-

sucht Niedergebeugte in keiner Jahreszeit vor Krampfanfällen, Koliken, Asthmen sicher war, und dass er mitten im Sommer jenes Jahres, 1802, zusammen mit seinen drei Kindern von einem Keuchhusten befallen wurde, der ihn sechs Wochen plagte und ihm den Kopf verwüstete.

Manch einer, der die Anekdoten von des jungen Schillers Nachlässigkeiten auf der Karlsakademie gehört hat, mag daraus gefolgert haben, dass der anerkannte Dichterfürst vollends ein Recht gehabt habe, sich über die sogen. Kleinigkeiten des Lebens hinwegzusetzen und sie den Pedanten und Philistern zu überlassen. Wie wird der staunen, wenn er etwa die ungeheure Korrespondenz Schillers, des Redakteurs der *Horen*, mit seinem mutigen, einsichtsvollen, edelgesinnten Verleger Friedr. Cotta, durchmustert. Mit peinlicher Sorgfalt bestimmt der Dichter die minutösesten Details in der äusseren Ausstattung seiner Zeitschrift und seiner eigenen Werke. Was für Papier, was für Lettern zu Gedichten, zu Prosa, zu Anmerkungen zu wählen seien, wie gross der Rand, der Zeilenabstand sein solle, wie die Zeilen bei Hexametern zu brechen seien, was für Titelkupfer und Zieraten sich schicken, wer sie zeichnen, schneiden, drucken solle, was für bestimmte Abnehmer zuzufügen oder wegzulassen sei, alles wird aufs genaueste und immer von neuem besprochen; kein Fehlerchen, keine Abweichung von der verabredeten Norm bleibt unbeachtet und ungerügt.

Ideale Auffassung des Lebens und seiner Aufgaben ist offenbar nicht gleichbedeutend mit Verachtung der prosaischen kleinen Pflichten des Alltags und seines Geschäfts, und selbst das Genie entbindet den Inhaber nicht von der Erlernung und Übung kleiner Fertigkeiten, ohne die einmal kein Erfolg zu erringen ist.

Nicht etwa, dass die Lektüre, auch nur der Geschäftsbriefe Schillers im Gegensatz zu der seiner Dichtungen ernüchternd wirkte, aus der Höhe des Äthers in den Dunstkreis der Erde herunterzöge. Das Gegenteil ist ja bekannt genug. Dass der Mensch seine Bestimmung bis zur Grenze des Möglichen erfülle, alle in ihm schlummernden Kräfte entwicke und übe, sich zur Befriedigung und andern zum Segen, dass er sich niemals zufrieden gebe, wenn er es so weit gebracht, dass er des Lebens Notdurft gewinne, das verlangte Schiller unablässig von sich und jedem, der ihm nahe trat. Als Ferd. Huber, der dritte in dem Leipziger Freundschaftsbunde, ihm von Mainz die fröhliche Nachricht von fixer Anstellung meldete, da antwortete ihm der Dichter verweisend: Du bist Dir mehr schuldig als nur eine sorgenfreie Existenz. Die Stelle, die Du besetzen wirst, kann ein gewöhnlicher Mensch auch ausfüllen, und Du bleibst also immer noch übrig. Alle Deine Talente warten noch auf ihre Sphäre.

Für die ist noch nichts geschehen, Du musst dafür sorgen. Ich bin überzeugt, dass ich Dir hier nur eine Bemerkung mache, die Du früher oder später selbst machen wirst. Aber unglücklich würde es mich machen, wenn mein Freund in der Welt nur einen Menschen vorstellte, der zu leben hat. Ich habe Deine Empfindungsart geliebt und Deinen Kopf geehrt. Deine Seele ist mein Freund. Wenn diese abwelkt, so habe ich meinen Freund verloren Die Nachricht von einer Geistesarbeit, die Dir gelungen ist, soll mir noch einmal so willkommen sein als Deine Versorgung von meinetwegen tausend Talern auf lebenslang. (26. IX. 1787.)

So redete der Mann, der bis über die Ohren in Schulden stak, der auf die Mahnbriefe von Freunden, Mietsherren, Schauspielern, Wucherjuden, Gönner und Gönnerinnen nur mit Vertröstungen auf eine bessere Zukunft antworten konnte. Was gab ihm diesen Mut gegenüber andern, äusserlich erfolgreichern? Die Sicherheit, dass er Grosses leisten könne und müsse.

Er war im Juli 1787 nach Weimar gegangen, um den Eindruck seiner Werke auf Wieland, Herder, Knebel usw., den Weimarer Kreis, kennen zu lernen. „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen“, berichtete er dann im Oktober an denselben Freund, „ist, dass ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher ansschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich in Vergleichung mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiss und Applikation begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden grosser Menschen macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urteil von mir selber nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werde ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorstellungsart zu erniedrigen. Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu ausserordentlich, zu seltsam für mich sein. Überlege einmal, mein Lieber, ob es nicht lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhnlichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuss eines denkenden Geistes: Grösse, Hervorragung, Einfluss auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen diese Befriedigungen irgendeiner kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel? Das gestehe ich Dir,

dass ich in dieser Idee so befestigt, so vollständig durch meinen Verstand davon überzeugt bin, dass ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre und alles, was mir nur so lieb oder weniger teuer als mein Leben ist. Dies ist nicht erst seit heute oder gestern in mir entstanden. Jahre schon habe ich mich mit diesem Gedanken getragen; nur die richtige Schätzung meiner selbst, wozu ich jetzt erst gelangt bin, hatte noch gefehlt, ihm Sanktion zu geben.

Du wirst noch einige Jahre verlieren, fürchte ich, ehe Du dahin gelangst. Kann ich Dir durch mein Beispiel und meine Vernunftgründe den Weg kürzen, so werde ich um so freudiger Dein Freund sein. Ich schäme mich meines Daseins bis hieher, und auch in Deinem Namen erröte ich darüber. Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit. Eine gewissenhafte, sorgfältige Anwendung dieser kann erstaunlich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den blossen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, sich selbst, und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Aussendingen, sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können. Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, dass er uns weniger als andere begünstigte? Er gab uns Zeit, und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben, mit diesem Kapital zu wuchern.“ (28. VIII. 1787).

Vier Jahre nach diesem Loblied auf die Zeit warf die tödliche Krankheit den Dichter darnieder, und von diesem allgemeinen Eigentum und Kapital rettete er kaum einzelne Bruchstücke. Um so mehr Staunen und Bewunderung erregt ein Blick auf die letzten 14 Jahre seines Lebens, die Zeit des Ehestandes, wo Schiller im Besitz der höchsten Glücksstimmung und der höchsten Schöpferkraft alle seine Meisterwerke hervorbrachte, alle abgerungen dem Dämon einer hoffnungslosen, erbarmungslosen Krankheit.

Wie er diesen Zustand ertrug, ist aus der schönsten Würdigung des Dichters, Goethes Epilog zu Schillers Glocke, wohl bekannt. Nicht minder rührend sind seine eigenen brieflichen Mitteilungen. „Seit dem Gebrauch des Karlsbades und des Egerbrunnens (meldete er im Spätherbst 1791 Wieland) habe ich mich um vieles gebessert, mein Herz öffnet sich wieder den Empfindungen des Lebens und der Freude, und die Kräfte des Geistes fangen an, sich zu erholen. Demungeachtet wollen mich die Krämpfe des Unterleibs nicht verlassen, das Atemholen bleibt mir immer schwer, und manches hat sich eingefunden, was auf ein langwieriges Übel zu deuten scheint. Ich waffne mich mit Geduld und Er-

gebung und werde mich in jedes Schicksal finden.“ Drei Jahre später schrieb er an Goethe: „leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen; und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde zählen zu dürfen“; im folgenden Jahr an den Geheimrat Voigt: „Mein altes körperliches Leiden setzt mir diesen Sommer sehr hartnäckig zu und macht mich ununterbrochen zum Gefangenen des Zimmers. Aber gottlob, der Geist ist noch frisch, und der Mut auch.“ (13. VIII. 1795).

Von einem längern Besuch bei Goethe im Jahre 1796 berichtete er seiner Frau: „Ich habe mich in den 19 Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dann nicht zu Fuss, aber ich kann doch ohne grosse Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause sich versammelt, schlafe wieder die Nächte und bin bei heiterm Humor. Im Komödienhaus, das keine Loge hat, hat Goethe mir eine besondere machen lassen, wo ich ungestört sein kann, und wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vorteil habe, mich vor niemand zwingen zu dürfen.“ (10. V. 1796).

Als er an den Erfolgen seines Wilhelm Tell sich gelabt hatte und seinen Geist auf den Demetrius konzentrierte, da entschuldigte er sich bei Körner für einen Unterbruch in der Korrespondenz (4. IX. 1804). Diese ersten Zeilen, die ich an Dich schreibe nach langer Pause, sollten billig einen heitern Inhalt haben und Dir von meiner Genesung Nachricht geben: aber noch ist meine Gesundheit sehr schwach; obgleich meine Krankheit (eine Kolik) nur 3—4 Tage gedauert hat, und jetzt sechs Wochen dazwischen verlaufen sind, so spüre ich kaum eine Zunahme von Kräften und bin noch fast so schwach, als wie Graf Gessler mich verlassen hat. Besonders ist der Kopf angegriffen, und das bischen Schreiben wird mir sauer. Lesen kann ich ohne Beschwerde, auch habe ich einige Velleität zur Arbeit, aber ich muss gleich wieder aufhören. Es ist mir nach der schwersten Krankheit nicht so übel zu Mut gewesen; wenigstens hat es nicht so lang gedauert. Meine Frau befindet sich recht wohl, auch das Kleine gedeiht und macht mir grosse Freude.“

Wohl hatte er in diesem Jahr noch eine Reise nach Leipzig und Berlin gewagt, um neue Verhältnisse und Menschen auf seinen Geist wirken zu lassen, hauptsächlich aber um seine Einkünfte zu verbessern; aber je mehr er in Jena und Weimar auf den Zirkel der ihn besuchenden Freunde beschränkt blieb, desto mehr verstand er es, an dem Verkehr

mit diesen wenigen das Feuer seiner Gedanken fortwährend neu anzufachen. Goethe hat bei der Übersendung einer kleinen Mineraliensammlung an Schiller diese seine Fähigkeit charakterisiert durch die Widmungsworte:

Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Lass es ein Brötchen sein!

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen gibst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Die auffallend zahlreichen Bemerkungen über das Befinden und die Fortschritte seiner Kinder deuten auch an, mit welcher Innigkeit der an sein Haus Gefesselte sich an seine Familie klammerte. So verwachsen war seine Existenz mit der seines ersten Kindes, des Goldsohnes Karl, dass er sich selber schelten musste. „Funk erzählte mir viel von Deinen Kindern, meldet er Körner (18. I. 1796), und von Deinem Jungen besonders, der so brav werden soll. Mich erfreut herzlich, dass Dir dieses Glück zuteil wird. Auch mein Karl ist wohl und entwickelt sich, dass es eine Freude ist. Goethe ist ganz von ihm eingenommen, und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreis existiere, ist das Kind so zum Bedürfnis geworden, dass mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben.“

Im Gegensatz zu Goethe war es bekanntlich Schiller beschieden, leiblich und geistig gesunde Kinder um sich emporwachsen zu sehen. Er selber traute sich wohl nicht mit Unrecht pädagogische Fähigkeiten genug zu, um sich für die Stelle eines Hofmeisters beim Erbprinzen von Weimar zu empfehlen. Nur der Gedanke an seine schwache Gesundheit hinderte ihn, sich auch im pädagogischen Berufe auszuzeichnen. Über diesen Beruf hat er der Charlotte von Kalb, der er als ein Werdender sehr nahe gestanden, am 25. VII. 1800 folgende für uns nicht eben schmeichelhafte Worte geschrieben, als sie ein Mädcheninstitut gründen wollte und seinen Rat einholte: Ich zweifle gar nicht, dass Sie auf die moralische Bildung junger Personen sehr glücklich wirken können, aber ich zweifle, ob die kleinen Details, die von einer solchen Beschäftigung unzertrennlich sind, die anhaltende Aufmerksamkeit, welche sie erfordert, und der Zwang, den sie auflegt, Ihrer Art zu sein und zu wirken, jemals angemessen sein werde. Ihr Geist muss durch ein lebhafteres Interesse gereizt werden, als diese an sich gemeine Beschäftigung je gewähren kann. Dazu können nach meinem Urteil nur mittelmässige Fähigkeiten

passen, Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen kühnern Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet, und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegenteil, eine ganz allgemeine, generische Form.“

An diesem Punkt ist es wohl erlaubt, daran zu erinnern, dass einmal die Wege Schillers und unseres Altmeisters der Pädagogik, Pestalozzis, sich auf dem literarischen Markte gekreuzt haben.

Im Jahr 1790 hatte Schiller für Georg Göschen's Historischen Damenkalender den 30jährigen Krieg bearbeitet, und der buchhändlerische Erfolg dieser Arbeit ermunterte Göschen, mit ähnlichen Unternehmungen fortzufahren. Da Schillers Gesundheitszustand ihn im Jahr 1792 für langdauernde Lohnschreiberei nicht empfahl, so beabsichtigte Göschen, die Reformationszeit unserem Pestalozzi zu übertragen, dessen Stern ja schon seit zehn Jahren am Himmel der deutschen Buchhändler aufgegangen war, und der eben in diesem Jahre seine Reise nach Deutschland gemacht und persönliche Beziehungen mit Klopstock, Jacobi, Wieland, Herder, Goethe angeknüpft hatte. Schiller sollte bloss mit seinem Namen und einer Vorrede den Absatz der Schrift befördern. Den Pestalozzi in seinen eigenen Sattel setzen und sein Ross am Zügel führen, das wollte nun Schiller keineswegs. „Sie haben ganz recht, lieber Freund, dass Sie sich, was den Kalender betrifft, nach einem sicherern Mann umsehen, als ich dermalen bin. Fürs nächste und zweitnächste Jahr könnte ich Ihnen auf keinen Fall etwas versprechen, da, selbst wenn ich mich ganz erholte, die angefangenen Opera beendigt werden müssen.“

Aber ob Sie mit Pestalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt ratsam ist, die Reformation zum Gegenstand zu nehmen (die nur bei einer äusserst glücklich genialischen Behandlung Interesse erwecken kann) ist eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in scharfe Überlegung zu nehmen rate. Erstlich möchte ich schon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut ist, in der Kalenderform fortzufahren, da diese Schrift ihre Neuheit verloren, da Sie darin viele Nebenbuhler haben, und die Caprice der Mode gar zu wandelbar ist.

Zweitens glaube ich, wäre es besser, wenn Sie jetzt, (im Fall Sie auf einem Kalender bestehen) eine leichtere, allgemeinere, anziehendere Materie erwählten; denn noch einmal, an der Reformation wird und muss unser Pestalozzi scheitern. Diese Geschichte muss mit philosophischem, völlig freiem Geiste geschrieben sein; von der Schreibart nicht zu reden, die hier leichter als bei einer jeden andern Materie ins Trockene fallen muss.

Ich habe mich auf einen andern Mann dafür besonnen, aber ich gestehe, dass ich keinen finde; doch so gut und besser als Pestalozzi diesen

Stoff behandeln kann, würden zehn andere ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich auch als Herausgeber und Vorredner dabei melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geschieht; aber Sie begreifen selbst, dass ich dies nur alsdann tun kann, wenn der Verfasser des Kalenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt als ich betrachtet — und das, fürchte ich, wird bei Pestalozzi sehr der Fall sein. Ich muss gestehen, dass es mir sehr leid tun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungsart der ganzen deutschen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken, und durch das einzige Buch vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten, nicht benutzt werden sollte. Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemein gelesenen Buch, halte ich für einen grossen, politisch wichtigen Auftrag, und ein fähiger Schriftsteller könnte hier ordentlich eine welthistorische Rolle spielen“ (14. X. 1792).

Eifersucht auf einen möglichen Rivalen wird aus diesen Zeilen niemand herauslesen wollen, auch nicht Voreingenommenheit beruhend auf ungenügender Bekanntschaft mit Pestalozzis Schriften und Ideen. Wohl ist es Schiller nicht selten passiert — man denke an Goethe — dass er ein Urteil, und zwar ein scharfes und bissiges, nachträglich revidieren musste. Die Unerschrockenheit, mit der er neue Bekanntschaften gelegentlich mustert und zaust, oder lästig gewordene abschüttelt, macht einen besonderen Reiz seiner Korrespondenz aus. Hier aber ist es gewiss ehrliche, begründete Besorgnis, dass ein Pestalozzi als Verfasser historischer Essays sich nicht hoch genug über theologisch-konfessionelle Einseitigkeiten erheben könnte, um mit der Unparteilichkeit des Philosophen zu schreiben, für den nicht nur Luther, Zwingli und Calvin, sondern auch Christus und Paulus nur Menschen sind, die in gewissen Beziehungen innerhalb der Beschränktheiten ihrer Jahrhunderte standen.

Schiller hat in der Historiographie bahnbrechend gewirkt, indem er zeigte, dass auch massige, schwere, trockene Stoffe durch philosophische Betrachtungsweise, klärende Anordnung, prächtigen, präzisen Stil zu mustergültigen, den Gelehrten und den Ungelehrten gleicherweise anziehenden Kunstwerken können gestaltet werden. Auf diesem Gebiet konnte ihm der ideenreiche, nach der Tiefe und nach den Uranfängen grabende, aber mit der Sprache ringende Schweizer nicht leicht folgen. Hat doch selbst Johannes Müller, der gelehrtere unter den Bahnbrechern der modernen Geschichtsschreibung, dem Schiller im W. Tell durch namentliche Erwähnung ein unzerstörbares Denkmal der Anerkennung und Dankbarkeit gesetzt hat, und der nach einem Besuch beim Dichter im Febr. 1804 selber einen Teil des Tell-Manuskripts dem Berliner Schau-

spiieldirektor Iffland überbrachte, nicht immer Schillers Beifall gefunden. „Müllers akademische Vorlesung (über Friedrich II, gehalten in der Berliner Akademie im Jahre 1804) hat etwas Kümmerliches und Mageres und verrät den Sand, auf dem sie gewachsen. Da dieser Historiograph von Preussen doch schwerlich jemals in den Fall kommen würde, eine Geschichte dieser Monarchie zu schreiben, so hätte er bei dieser ersten und letzten Gelegenheit etwas recht Geistreiches und Gehaltreiches sagen sollen und können: dann hätte der gute Deutsche ewig bedauert, dass man von einer so vortrefflichen Hand nicht das ganze erhalten.“ Dieses säuerliche Urteil in einem Brief an Goethe vom 28. II. 1805 könnte man schon eher als eingerostete Rancune, als etwas wie verspäteten Nachgeschmack von Rivalität und Brotneid erklären.

Zur Zeit, da Schiller heimlich mit seiner Lotte verlobt war und sehnüchsig nach einer Anstellung ausschaute, da lies er durch dritte Personen sondieren, durch welche Mittelperson man sich am ehesten bei Dalberg, dem Koadjutor des Kurfürsten von Mainz, eine Versorgung erlangen könnte. Diesen Einfluss, berichtete ihm Körner, besitze der kurfürstliche Bibliothekar, Johannes Müller. „... Diesen könnte ich also schon nicht brauchen, klagte darauf Schiller seiner Braut, denn ich gehe mit Millern auf einer Bahn, was die Geschichte betrifft, und über kurz oder lang muss eine Vergleichung zwischen uns beiden erfolgen, die selten eine Freundschaft besteht. Miller machte mich in Mainz auch unnötig, und er bezieht die Besoldung, die für mich müsste bestimmt werden“ (17. XII. 1789). Müller, der natürlich von seinem Unrecht gegen den armen Schiller nichts ahnte, leistete ihm übrigens einen grossen Dienst durch eine wohlwollende Rezension des Histor. Damenkalenders in der mächtigen Allgem. Literaturzeitung, und als Schiller, nach eifrigem Forschen, hinter das Geheimnis der Autorschaft kam, so atmete er auf. „Müller würde mir nicht im Wege stehen“ (an Ferd. Huber 9. X. 1796).

Es scheint ein tragisches Verhängnis, dass später der Schweizer Müller — übrigens aus den ehrenwertesten Motiven — sich von dem korsischen Usurpator als Werkzeug brauchen liess, der Untertan des Herzogs von Weimar durch seine freiheitatmenden Dichtungen am meisten von allen Poeten den Sturz der Gewaltherrschaft vorbereitet hat. Aber gerade durch Schillers in Briefen geäusserte Gedanken lässt sich am leichtesten Müllers Handlungsweise als diejenige aller gross denkenden seiner Zeit darstellen.

Im Jahre 1792 wurde Mainz von den Franzosen besetzt. Müller floh über Weimar und Dresden nach Wien. Schiller hörte erzählen, dass

Custine ihm sehr zugesetzt habe, in französische Dienste zu treten, dass er sich erst mit seinen Verbindlichkeiten gegen den Kurfürsten entschuldigt habe und, als man zudringlicher wurde, schnell und ohne Abschied fortgegangen sei. Als er dies an Körner weitermeldete, fügte Schiller, der Jenenser Professor, bei: „Die mainzischen Aspekte werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen“ (26. XI. 1792). Hätte ihm Custine oder ein anderer Franke ein einträgliches Amt angeboten, Schiller hätte aus patriotischen Motiven es jedenfalls nicht ausgeschlagen.

Die Lektüre des peloponnesischen Krieges von Thukydides veranlasste ihn zu folgender Betrachtung in einem Brief an Körner (13. X. 1789): Wir neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Griech und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehn. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“

Und Friedrich Jakobi, der ihn anfragte, ob die Herausgeber der Horen politische Gegenstände mit dem Interdikt belegt hätten, antwortete er: „Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es Pflicht des Philosophen und des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinn des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein“ (25. I. 1795).

So sprach der Weltbürger des 18. Jahrhunderts, und was er in dem grossen Jahr sagte, da auch der engherzigste Kleinbürger jedes Kulturlandes nach Paris schaute, weil dort etwas geschah, was für den Fortschritt der Gattung ausschlaggebend schien, das hat er in der Folgezeit durch die Tat bekräftigt. Es mag für den Freund deutscher Geschichte bemühend sein, dass Schiller, der Verherrlicher der Freiheitsbewegungen, bei den Schweizern den Tell, bei den Franzosen die Jungfrau von Orleans, bei den Holländern die Rebellen gegen Philipp fand, bei den

Deutschen höchstens die zeitlose Phantasiegestalt eines Karl Moor. Als er, von der Leichtigkeit, mit der er als Rekonvaleszent zwei Bücher der lateinischen Aeneis in deutsche Stanzen umwandeln konnte, überrascht, sich für eine bessere Zeit die Aufgabe setzte, ein deutsches Epos zu schaffen, da wollte ihm der von Körner wiederholt ans Herz gelegte Friedrich II. von Preussen durchaus nicht behagen — ich kann diesen Charakter nicht liebgewinnen, sagte er — sondern der Schwede Gustav Adolf allein war es, dem er die für einen epischen Helden nötigen Eigenschaften zuerkennen konnte.

Wie man in den von ihm geehrten Nachbarländern die betreffenden Werke aufnahm, war für den Dichter sehr wichtig. Es wurde ihm zugeschrieben, dass man wegen des Tell, der über die grossen deutschen Bühnen gegangen, aber noch nicht im Druck erschienen war, in Bern eine Ehrung für ihn plane. Eiligst tat er die nötigen Schritte, damit der gute Eifer der Schweizer nicht erkalte, und an den Zuträger Justin Friedrich Bertuch in Weimar schrieb er (4. VI. 1804): Die angenehmen Nachrichten, die Sie mir aus Bern mitteilen, mein verehrter Freund, haben mich aufs erfreulichste überrascht. Innig röhrt es mich, Beweise von der Achtung einer Nation zu empfangen, die ich immer vorzüglich schätzte und bei einem genauen Eingehen in ihre Landesgeschichte noch höher schätzen gelernt habe. Diese Gesinnung hat mich bei jeder Zeile meines Werkes geleitet, und ich darf hoffen, dass sie sich unverkennbar darin ausgeprägt haben wird. Versichern Sie Ihren würdigen Korrespondenten, den Dr. Höpfner, meiner innigen Dankbarkeit für die wohlwollende und mir so ehrenvolle Gesinnung, die er gegen mich äussert, und sagen Sie ihm, dass dieses grosse Jubiläum der schweizerischen Eidgenossenschaft, wozu er seine Nation aufruft, auch für mich ein erfreuliches Fest sein werde, wenn es dereinst zur Ausführung kommt.

Ich habe Herrn Cotta ersucht, da das Stück nicht so schnell, als man es wünscht, abgedruckt sein kann, unverzüglich eine schriftliche Kopie davon nehmen zu lassen und sogleich an Herrn Dr. Höpfner zu besorgen.

Mit grösster Hochachtung verharrend
 Ew. Wohlgeboren
 ergebenster Freund und Diener
 Schiller.

Der vorsichtige Buchhändler aber, der hinter diesem Vorschlag des würdigen Dr. Höpfner ein Attentat auf sein teuer bezahltes Eigentumsrecht witterte, lehnte es ab, des Dichters Auftrag auszuführen, und Höpfner, dem Herausgeber der Gemeinnützigen Schweizerischen Nach-

richten in Bern, stellte er ein so schlechtes Zeugnis aus, dass Schiller sich ergab. „Für Ihren Avis wegen Höpfner danke ich Ihnen. Da der Mann ein so schlechtes Lob hat, so wollen wir uns ja nicht mit ihm einlassen und das Manuskript in Händen behalten“ (16. VII. 1804).

So wurde auch aus der Ehrung nichts, die wahrscheinlich aufs Jahr 1807 in Verbindung mit einer Rütligedenkfeier in Aussicht genommen war.

Was der Dichter in jenem Raisonnement über Thukydides als kleinlich bezeichnet hat, das ist die Beschränkung des historischen Schriftstellers auf die Nation oder den Bestandteil einer Nation, der er durch den Zufall der Geburt angehört, nicht etwa die aktive Arbeit am Wohl einer Nation oder Gemeinde. Der Mann, der den Attinghausen zu seinem Neffen sprechen liess: Ans Vaterland, ans teure schliess dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen“, der hat zu jeder Zeit die Pflichterfüllung gegenüber der nächsten politischen Gemeinschaft als etwas Selbstverständliches von sich und andern gefordert, immer aber unter der Voraussetzung, dass sie das Individuum nicht hindere, seiner höheren Pflicht gegenüber der eigenen Bestimmung und der Gesamtheit der Gattung gerecht zu werden. Die bittern Lebenserfahrungen stimmten die schwärmerische Liebe zur gesamten Gattung, jenes „seid umschlungen, Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt“, herunter zu einem sanften Glühen für die Menschheit, wie er sie sich dachte, nicht wie sie ist, sondern wie sie sein sollte und sein könnte. Diese philosophisch abgetönte Menschenliebe empfahl Schiller auch andern, die über Enttäuschungen klagten, z. B. dem Arzt und Schriftsteller Benjamin von Erhard (5. V. 1795): „Mich freut es sehr, mein Lieber, dass Ihre Denkungsart sich auf den gemässigten und ruhig festen Ton gestimmt hat, den Ihre neuesten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach, denke ich mir, sollten Sie sich ganz und gar von dem Felde des praktischen Kosmopolitismus zurückziehen, um mit Ihrem Herzen sich in den engern Kreis der Ihnen zunächst liegenden Menschheit einzuschliessen, indem Sie mit Ihrem Geist in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, so wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch.“

Die Entwicklung der französischen Revolution nach dem Sturz des Königtums hat bekanntlich Schillers Glauben an die Möglichkeit der Regeneration der französischen Nation und der europäischen Menschheit mehr als billig erschüttert. In den befreiten untern Ständen zeigte sich ihm mehr Tierheit als Menschheit, „und die Aufklärung, deren sich die höhern Stände unseres Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloss

theoretische Kultur, und zeigt im ganzen genommen so wenig veredelnden Einfluss auf die Gesinnung, dass sie vielmehr bloss dazu hilft, die Verderbnis in ein System zu bringen und unheilbar zu machen“, so urteilt Schiller in jenem berühmten Widmungsbrief an seinen Wohltäter, den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Und später „Nur seine Fähigkeit, als ein sittliches Wesen zu handeln, gibt dem Menschen Anspruch auf Freiheit.“ „Das dringendere Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Veredelung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntnis der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntnis zur Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig, und also auch ohne Hülfe des Staates zu erhalten ist.“ Da der edle Herzog von diesen Erörterungen nicht völlig befriedigt war, so suchte Schiller noch eingehender und verständlicher die Frage zu beantworten, warum die Aufklärung, die theoretische Kultur, so unwirksam gewesen sei. Die Antwort liege in dem alten Spruch: sapere aude. „Ermanne dich dazu, weise zu sein! Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche teils die natürliche Trägheit des Geistes, teils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegensetzen Der zahlreichere Teil des Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als dass er sich zu einem neuen und innern Kampf, mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte. Das ganze Mass seiner Kraft erschöpft die Sorge für das Notwendige, und hat er dieses mühsam errungen, so ist Ruhe und nicht neue Geistesarbeit sein Bedürfnis. Zufrieden, dass er selbst nur nicht denken darf, lässt er andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und erspart sich durch eine blinde Resignation in fremde Weisheit die saure Notwendigkeit der eigenen Prüfung. Geschieht es, dass in seinem Kopf und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden. Man wird daher immer finden, dass die gedrücktesten Völker auch die borniertesten sind; daher muss man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen

Zustandes beginnen. Erst muss der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinne hat man recht, die Sorge für das physische Wohl des Bürgers als die erste Pflicht des Staates zu betrachten. Wäre das physische Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zur Mündigkeit seines Geistes erwachen kann; um seiner selbst willen würde er bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit und Achtung verdienen. Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat; aber er muss warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll“ (11. XI. 1793).

Sehr richtig gesprochen, Friedrich Schiller! Nun lässt du dich zu uns Menschen herab, wie wir sind, und sagst uns, was uns not tut. Wohl brauchen wir nicht so wohl Licht als Wärme. Erst Verbesserung des physischen Zustandes, damit auch die moralische möglich sei. Dass die herrlichen Wahrheiten, die du in deinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, gerichtet an den edlen Herzog, nicht nur den von der theoretischen Kultur beleckten höheren Ständen als Gesprächsthema beim Tee dienen können, sondern dass sie zur Erhebung der ungeheuren Masse der tiefen, der tierischen Menschheit wirken konnten, musste nicht ein anderer, auch ein grosser, kommen und als Mittler zwischen dir und der nach Wärme und Licht sich sehenden gröbner Menschheit auftreten? Musste nicht einer kommen, der, ein Philosoph und ein Menschenfreund wie du, nicht nur Welt- und menschenverbessernde Ideen aussprach, sondern in die Tat umzusetzen lehrte, der die Armen und Elenden in sein Haus nahm, ihnen Vater und Mutter war, sie reinigte, kleidete, speiste, der ihre Hände lehrte, den Unterhalt des Lebens zu gewinnen, ihre Köpfe, die elementarsten Grundformen menschlicher Wissenschaft aufzunehmen und zu gebrauchen, der ihre Herzen zur Verträglichkeit, Hilfsbereitschaft, Opferwilligkeit, Brüderlichkeit erzog? Unser Pestalozzi war ja wohl nicht der geeignete Mann, um durch ein Buch über die Reformationsgeschichte eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten und auf diese Weise eine welthistorische Rolle zu spielen; aber eine wichtigere und nötigere Revolution hat er herbeigeführt, die Revolution der Volkserziehung. Was Schiller von sich und Goethe sagte: „Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einen höhern, idealistischen Gattungsbegriff einander koordinieren“ (an G. Körner 21. III. 1796), das wird man mit einigem Recht auch von Schiller und Pestalozzi sagen dürfen.

Auf ästhetischem Wege glaubte Schiller den Menschen erziehen zu können. Führen die etwa seinen Willen aus, die uns seit einigen Jahren mit soviel Eifer und nicht ohne praktischen Erfolg über das Thema „Kunst und Schule“ belehrt haben? Vielleicht; insofern als es sich bewahrheitet, dass ein Kind durch das bloss gefühlsweise Antasten und Bewundern von Meisterwerken der Kunst das Schöne zu lieben, das Hässliche zu verabscheuen lernt und so gesitteter wird. Schöne Gefühle sind eben noch weit entfernt von schönen Taten, von schönen Charaktern. Moralisch schön sollte nach Schiller der vollkommene Mensch handeln. Das lässt sich nicht erreichen durch sanfte, spielende Bildung des Gefühls, sondern nur durch harte, fortgesetzte, selbstüberwindende Bildung des Willens. Zu langen Abhandlungen (die in Fritz Jonas' Ausgabe 8 bis 24 Druckseiten füllen) haben sich die Briefe ausgewachsen, in denen Schiller Körner und dem Herzog von Augustenburg seine Gleichsetzung der Begriffe Schönheit und Freiheit zu erklären versuchte. Durch die Freiheit des sittlichen Willens unterscheidet sich das Vernunftwesen, der Mensch, von den Tieren und Pflanzen. Wie die Pflanze schön ist, die frei, d. h. ihrer Bestimmung entsprechend, nur nach den Gesetzen ihrer Art und Gattung, ohne sichtbaren Zwang von aussen her, sich entfaltet, so ist der Mensch moralisch schön, wenn er seine Bestimmung ganz erfüllt, wenn er so leicht und freudig sich dem Naturgesetz und den Interessen der Allgemeinheit unterordnet, dass die Unterordnung als gar kein Müssen, sondern als ein zwangloses Wollen erscheint; wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

„Es ist der Geist, der sich den Körper bildet.“

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Das sind Schillers philosophische und ethische Grundgedanken. Wie Sphärenmusik, hehr, erhaben, majestatisch tönen sie in allen seinen reifen Dichtungen, Aufsätzen, Briefen. Von ihnen angezogen, flüchten sich solche unter den Gebildeten, die sich über den Materialismus, die Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit moderner Wissenschaft und Technik erheben möchten, zu Schiller und lassen sich im Leben, ja sogar im Sterben gerne von seiner Hand führen.